

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 9

Artikel: Das Bürgerhaus im Kanton Schwyz
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schwyz. Das Ital v. Redingsche Familienhaus an der Dorfbachstraße.

Garten, Feld und Wald herumgelaufen wie ihre Geschwister, die braun und glatt aussahen wie Haselnüsse.

Bernhard fragte nicht, wo die Sträuße herkamen, die er täglich auf seinem Schreibtisch fand, ein Farbenspiel von Purpur, Braun und Gold, duftend und frische Luft und Sonne atmend, denn auch Vater und Mutter fanden die Gemeinschaft von Rosen, Levkoien, Geranien und Astern neben ihren Kaffeetassen. Ein jedes von ihnen nahm an, daß Klärchen die Geberin sei, und darüber wunderte sich auch niemand im Pfarrhaus von Bergeln, denn sie waren alle darin einig, daß Klärchen so viel Freude im Haus um sich verbreitete, als sie eben konnte.

Es war Anna-Vieses geheimer Kummer, was aus dem Kind werden sollte, wenn sie etwa stürbe. Es war zart und nicht stark auf der Lunge. Auch war die Auswahl in Frauenberufen in der damaligen Zeit sehr klein. Sie hätte ja Lehrerin werden können, aber dazu eignete sich Klärchen nicht. Auch Malstunden geben galt für anständig — man malte da Katzen, die aussahen, als wären sie aus Gips und Bergißmeinnicht, steif wie Strohhalm, aber auch dafür hatte Klärchen kein Geschick.

Es blieb die Musik übrig. Anna-Viese meinte, daß ein Funken von Talent wenigstens nötig sei, aber auch der fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bürgerhaus im Kanton Schwyz. Schwyz — Das Ital v. Redingsche Familienhaus.

Mit Genugtuung vernimmt der Freund heimatlicher Art und Kunst, daß der Band IV des schönen Heimatwerkes „Das Bürgerhaus“ in der Schweiz^{*)} eben in zweiter Auf-

^{*)} Herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Verein. Verlag: Art. Inst. Drell Küßli, Zürich. Man vergleiche die Aufsätze über die neuesten Bände: „Das Bürgerhaus im Kanton Bern, II. Jahrgang 1923, S. 16“, „Das Bürgerhaus im St. Graubünden I. Bd., S. 532“ und „Das Bürgerhaus im St. Graubünden II. 1924, S. 667“.

lage erschienen ist. Es betrifft dies den Band „Schwyz“, der hervorragend reich ist an bau- und kunstgeschichtlich interessantem Stoff. Sein Text wurde von Dr. C. J. Benzinger in Bern mit großer Sachkenntnis besorgt. Wir möchten nachstehend die Hauptgedanken seiner Einführung skizzieren, soweit sie zur Erläuterung der Bildproben aus dem Werke dienen können, die wir hier mit Erlaubnis des Verlages wiedergeben.

Jedem Wanderer muß der Flecken Schwyz mit seiner wundervollen Lage und seiner stattlichen Behäbigkeit einen tiefen Eindruck machen. Schon Goethe nannte das schwyzzerische Dorfbild „unaussprechlich anmutig“. Die ersten germanischen Ansiedler, die sich hier niedergelassen, haben in der

Lage den Ort mit gutem Geschmack und sicherem Instinkt gewählt. Die schöne, sanftgeneigte Halbe am Fuße der hochragenden Mythen bot reichlich die Elemente, die ein viehzucht-treibendes Volk benötigte: Wald, Weide und Wasser, und sie bot auch den nötigen Raum für die spätere ungehinderte Entwicklung der Ortschaft. Unbeengt konnte diese Ausdehnung nach allen vier Seiten hin vor sich gehen, und darum erscheint das heutige Schwyz so ungezwungen angelegt, so sorglos über das weite Wiesengelände verstreut, so ungesorgt die schöne Sonne und das satte Grün der Wiesen und Bäume genießend.

Schwyz hat als Flecken auch einen dichteren, fast städtisch geschlossenen Kern. Dieser gruppiert sich um die stattliche Pfarrkirche St. Martin herum und wird vom Rathaus, von Gasthöfen und Privathäusern gebildet, die den „Rathausplatz“ auf der Südseite der Kirche und den alten Friedhof auf deren Nordseite in einem großen Rechteck umschließen. Von allen Richtungen her münden die Straßen auf diesen Platz: von Süden die Schmiedstraße, von Westen die Bahnhofstraße und die Herrengasse, von Norden die von Maria Hilf heruntersteigende Schulgasse und die Dorfbachstraße, von Osten die Freie Reichstraße.

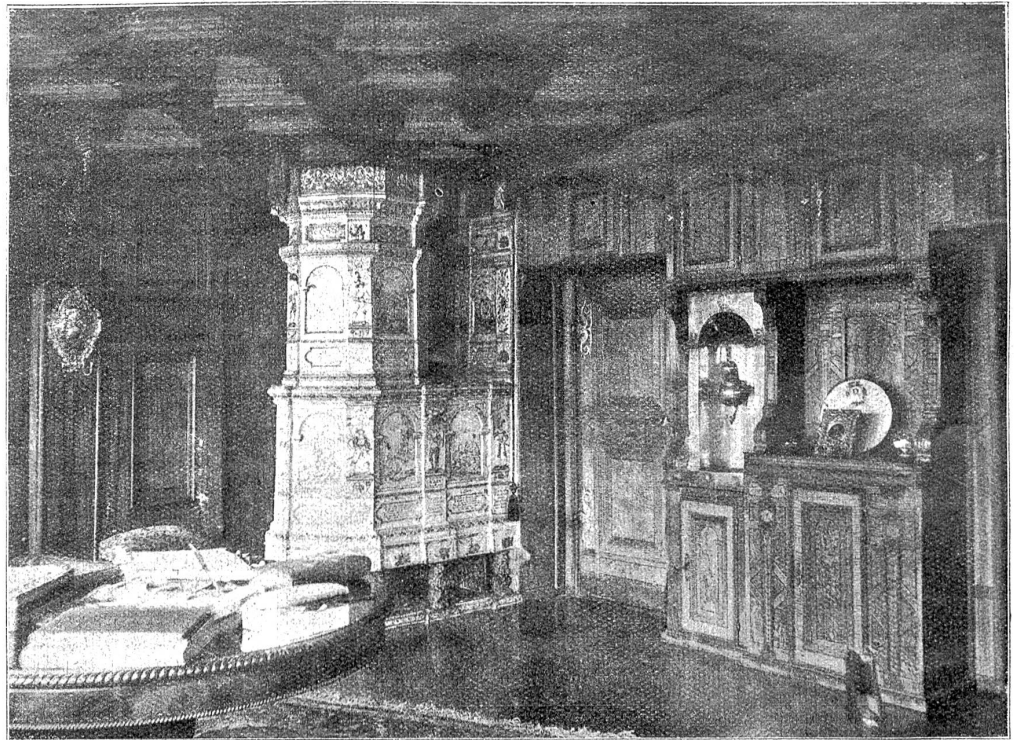
Die Konsolidierung um einen Kirchenkerne herum hatte sich in der Hauptsache schon vollzogen, bevor Schwyz zum Mittelpunkt der jungen Eidgenossenschaft wurde. Die spätere bauliche Entwicklung des Fleckens hängt eng zusammen mit der Rolle, die Schwyz in der schweizerischen Politik spielte. Diese war bekanntlich eine hervorragende. Die Führerrolle mußte Schwyz allerdings zur Zeit der Burgunderkriege an Zürich und Bern abtreten. Aber während ersteres durch Zwinglis Einfluß die alte Solddbündnispolitik und den Söldnerdienst aufgab, fuhr Schwyz wie Bern fort, die Duz-latenbächelein, die jene Politik seit jeher ins Land führte, in gesicherte Kanäle zu fassen und so wenig wie möglich davon zu verlieren. Man darf betonen, daß die Kargheit des inner-schweizerischen Bodens, der seine Söhne nicht auskömmlich zu ernähren vermochte, dieser Politik die moralische Grundlage schuf. Schwyz hatte es 1522 mit einem Solddverbot versucht, aber die ökonomischen Notwendigkeiten erwiesen sich als stärker; schon im gleichen Jahre schloß es mit König Franz I. von Frankreich den Solddvertrag.

Wie in Bern begünstigte der Söldnerdienst das Hochkommen einer geld- und einflussreichen Aristokratie. Just diesem Umstand verdankt Schwyz seine vielen stattlichen Familienhöfe. Ohne diesen Geldzufluss aus dem Fremddienst wäre ein Reichtum, wie er sich in diesen Aristokratenhäusern in und um Schwyz kundtut, inmitten eines einfachen Bauern- und Hirtenvolkes, undenkbar. Aus den fremden Ländern brachten die Schwyzer Söldner-Offiziere nicht bloß fette Pensionen mit nach Hause, sondern auch Bildung und Geschmack und das Bedürfnis, sich ein Leben in Behaglichkeit und guten Formen einzurichten. Und dazu gehörte in erster Linie ein schönes komfortables Haus. So entstanden die Familienhöfe der Abtberg, Belschard, Ceberg, And, Nideröst, Reding, Schorno und Weber.

Mit Recht hebt Dr. Benzinger die Tatsache, daß die Schwyzer Patrizier ganz im Sinne der heutigen Heimatlichkeitsbewegung bauten, als anerkanntswert hervor. Sie stellten keine Prunkbauten auf, die durch fremdes Gehaben die Harmonie der heimatischen Landschaft gestört hätten. Ihre Herrschaftshäuser wuchsen vielmehr aus den überlieferten Bauformen der Heimat heraus. Aus den alemannischen Holzhäusern wurden im Laufe der Jahrhunderte, allerdings unter dem Einflusse und unter Mitwirkung italienischer Bauart und Bauhandwerker, große geräumige Steinhäuser mit mehreren Stockwerken, mit Um- und Anbauten, mit charaktervollen Dachformen, mit kunstbetonten Fassaden, Türen und Fenstern, mit Gärten und mit Anlagen, denen ziervolle Toreingänge die herrschaftliche Note geben. Beschleunigt wurde diese Entwicklung vom Holzbau zum Steinbau durch die große Feuersbrunst von 1642, der fast das halbe Dorf zum Opfer fiel. Verspönt blieben einige wenige der alten Patrizierhäuser, so der guterhaltene schöne Holzbau „Betlehem“ der Familie v. Reding, die drei andern Redingschen Häuser im Brüel, in der Schmiedgasse und an der Stalzgasse und die Häuser der Rigert und Radheller an der Herrengasse.

Vom Holzhaus gingen verschiedene lokale Stilelemente auch auf das Steinhaus über, so das Walendach und die Klebedächer über den Fensterreihen, wie man sie in der Innereschweiz zum Schutz der Fassade vor Regen und Schnee anzubringen liebt. Vom kirchlichen Bau übernahmen die Profanbauten gelegentlich die Zwiebeltürmchen für ihre Dachreiter und Gartenpavillons.

Mehr Einfluß als auf die äußere Gestaltung gestatteten die Patrizier den großen Stillströmungen auf die Innenausstattung ihrer Häuser. Die primitive Wohnstube des 16. Jahrhunderts mit ihren gemalten Truhen, ihrer rauchgeschwärzten Holzdielen, ihren Bukenscheiben und Schiebefensterchen, mit ihren plumpen vielstufigen Kachelöfen, ihren breitgebauten Buffets mit Gießfaß und Handbecken usw. mußte im 17. Jahrhundert dem prunkvoll verzierten Renaissancezimmer weichen. Ihrer viele haben sich bis zum heutigen Tage erhalten und gehören zu den wertvollsten



Das Itala v. Redingsche Familienhaus. Großer Saal im 1. Stock mit reichem Renaissance-Geläßer.

Sehenswürdigkeiten des alten Schwyz. „Was wir heute noch in Schwyz, sei es in Privathäusern, sei es im Rathaus, an derartigen Holzarbeiten besitzen, verdient als einheimische Tischlerarbeit ganz besondere Anerkennung. Die tiefeingefügten Kassettendecken mit den üppig verzierten und so abwechslungsreich komponierten Feldern, besonders Achtecken, die reich eingelegten und mit geschnitzter Umrahmung verzierten Büfets, die kunstvoll zusammengefügten Maserholzvertäferungen mit ihren mannigfaltigen Füllungen strahlen eine solche Wärme und Behaglichkeit aus, wie sie später von keinem Stil mehr erreicht worden sind. Fast möchte man glauben, die Schwyzer des 17. Jahrhunderts hätten eine wahre Rivalität beim Bau derartiger Stuben an den Tag gelegt; kein Raum besitzt die gleiche Zeichnung, ja selbst in der Tönung der Holzarten scheint man vielerorts abgewechselt zu haben.“ (Dr. Benzinger.)

Auch das Rokoko des 18. Jahrhunderts schenkte dem Schwyzer Patrizierhaus stilvolle Räume. In den meisten Häusern fand sich ein wasserblaues oder moosgrünes Zimmer mit kleinen graziosen Blumenornamenten, das gegen Ende des Jahrhunderts oft auch durch eine weiße Vertäferung mit leichtem Goldornament ersetzt wurde. Recht beliebt schienen die roten und grünen Damastzimmer mit kostbaren Stoffen auf den Bestuhlungen gewesen zu sein. Behaglicher Wohnkomfort verbreitete sich. Die Wohnräume erhielten Parkettböden, oft als kunstvolle Mosaikarbeiten ausgeführt.

Das Mobiliat verrät fremde Stileinflüsse, aber es waren einheimische Schreiner, die die Schränke, Truhen, Tische, Kommoden u. mit ihren reichen Schnitzereien und Intarsien herstellten. Der alte Schiefertisch erhielt sich bis auf den heutigen Tag.

Zu beachten sind die vielen wertvollen Stuckaturen der Schwyzer Patrizierhäuser aus der Periode des Rokoko und Klassizismus. Aus denselben Stilepochen stammen die zahlreichen reichverzierten weißen oder blauen Kachelöfen, die noch heute die Wohnräume jener herrschaftlichen Häuser schmücken. Nicht unbeachtet dürfen die auf unsere Tage gekommenen Erzeugnisse der tüchtigen Schwyzer Glasmaler des 17. Jahrhunderts bleiben; sie stellen von den ehemals vor-



Schwyz. Das ehemals Ab Ybergische, heute Kündigsche Haus, im mittleren Seldli (1719).

handenen Arbeiten nur mehr einen kleinen Rest dar. Wertvolles leistete Schwyz auch auf dem Gebiete der Kunstschmiedearbeiten.

Das Itäl v. Redingsche Haus, von dem wir hier als Beispiel eine Außen- und eine Innenansicht reproduzieren, entstand zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Es hat keine Beziehung zu den beiden Itäl, die im 15. Jahrhundert Landammänner von Schwyz waren. Der Landammann gleichen Namens, der es zuerst bewohnte, nennt sich zur Unterscheidung jener Itäl aus dem Arter Geschlecht Itäl III.

Das Itäl v. Redingsche Haus stellt wohl das besterhaltene Beispiel des ländlichen Herrenhauses aus dem 17. Jahrhundert dar. Mit seinen beiden schlanken Dachtürmchen den vier hochgiebligen Dachaufbauten, dem Kranz von Klebdächern, dem säulengetragenen Erker über dem Haupteingang bietet es von allen Seiten einen reizvollen Anblick. Das Innere ist nicht weniger interessant. Besonders reich ausgestattet mit kunstvollen Kassettendecken, figurenreichen Parketböden, bildgeschmückten Kachelöfen u. sind die Räume des ersten Stockes. Ein reiches ursprüngliches Mobiliar einheimischer Arbeit vervollständigt den Eindruck der Gediegenheit und Bodenständigkeit dieses altschwyzerschen Familienhauses.

H. B.

Fastnachtscherze und Dorfbubentreiche.

Eine Jugenderinnerung von Walter Keller.

(Nachdruck verboten.)

Auf die Fastnacht freuten wir uns alle, denn jedes Jahr machte uns die Mutter auf diese Zeit allerhand Backwerk. Das eine Mal gab es süße Krapfen, Zwiebelweihen oder Rosenküchlein, das andere Mal stellte sie heiße Käsküchlein auf. Am liebsten jedoch waren uns die sogenannten „Dehrli“ oder Fastnachtstuchen, das heißt laubdünn, tellergroße Kuchen aus Blätterteig, mit reiner Butter hergestellt, die sich dann unter der Hitze in der Pfanne krümmten und falteten wie ein Ohr. Solcher Dehrli konnte uns die Mutter nie genug aufstücken.

Fastnacht ist die köstliche Zeit, da man sich verkleiden

darf. Meine Schwester Gretchen liebte es ohnehin das Jahr hindurch, sich in allerhand Verkleidungen zu stecken, um uns damit plötzlich zu überraschen oder einen Spaß zu machen. Manchmal zog sie einen alten Rock der Mutter an, und ersahen als ein Eierfraueli, das andere Mal mimte sie einen Hausierer oder Kaminfeger. Jetzt an der Fastnacht zog sie etwa zum Scherz meine Kniehosen und meinen Kittel an, um ungehinderter überall herumspringen und durchschlüpfen zu können. Dann wieder brachte sie ein Zigeunerkostüm zum Vorschein und verwandelte sich in ein Zigeunerkind.

Der Vater hatte uns versprochen, mit uns in die Hauptstadt zu gehen, um daselbst den Fastnachtszug anzusehen und uns zu verkleiden. Von den Einzelheiten dieses Umzuges weiß ich nur noch, daß ein etwa vier Meter langes Pariser Stangenbrot, sowie riesige Brezeln, Eierzöpfe, zwei Meter lange Bratwürste und Schüblinge auf Wagen in der Stadt herum geführt wurden, und weil ich glaubte, dies seien lauter wirkliche Schwaren, kam mir alles doppelt wunderbar und märchenhaft vor.

Dabei durften wir uns als Kostümierte auch in das Gewühl der bunten Menge mischen. Gretchen trug das Kleid eines fahrenden Spielmanns, das ihr sehr wohl zu Gesichte stand, indessen die ältere Schwester Martha und ich ein Ritterfräulein mit ihrem Kavalier vorstellten. So zogen wir, begleitet von den Eltern, als Kindergruppe durch die Stadt und glaubten, stolz sein zu müssen, wenn männlich unsere Kleider betrachtete.

Nachdem wir dann wieder heimgekehrt waren, sprang ich als Clown herum, während Gretchen nach Möglichkeit noch die Gelegenheit ausnützte, um als Blähtlibajaz, d. h. als Bub verkleidet, die Dorfschranzen zu fexen und dann sprang sie den langen Bengeln, die ihr im Winter da und dort mit Schneebällen zagefekt hatten, in die Beine, hieb mit einer mit Luft gefüllten Schweinsblase kräftig auf sie ein und war im nächsten Augenblick um eine Haus- oder Sagede wieder verschwunden.

Auch diesmal hatte Tante Emilie sich wieder mit einem Geschenk auf Fastnacht eingestellt, indem sie uns die Buben-geschichte von „Max und Moritz“ zum Geschenk überschickte. Gretchen und ich fanden uns in diesem Buch konterfeit, und es hätte keines äußern Ansporns oder einer Anleitung bedurft, um ähnliche Streiche auszuführen.

Am der Fastnacht ist ja gemeinlich mancher Spaß erlaubt, den man das Jahr über nicht ausüben dürfte. Die Dorfbuben hatten ihr Vergnügen daran, ein leeres Weinfäß, das vor dem Wirtshaus „Zum Frohsinn“ stand, in der Fastnacht weit fort zu rollen, während andere einige Scheiterstöcke und Bierfäßlein auf den Berg hinauf rugelten, wo dann die Besitzer sie am Morgen wieder holen konnten.

Auch fehlte es in der nächsten und weiteren Umgebung nicht an allerhand lustigen Käuzen, die die Zielscheibe von allerhand Schabernad bildeten.

In den Seelaffen unweit der Steingruben wohnte in einer verwitterten Holzhütte, die mit Blechstücken zugedeckt war, ein altes Männlein als Steinlopfen. Er hatte ein Stück Rebland, nicht viel größer als drei Kuhhäute, um sein Häuslein herum, ein Gärtchen mit ein paar Löwenmäulchen, Pensées, Sonnenblumen und Bohnen und als besondere Zierde einige Zwetschgenbäume. Die waren sein Stolz. Und damit niemand daran schüttelte, hatte er sein Gärtlein mit Stauden und einem Dornhag von Brombeeren eingegäunt. Am Eingang hing über der Gartentüre ein Glöcklein und so oft man die Tür auf oder zu machte, schellte es. Im Herbst machten sich manchmal böse Buben damit einen Spaß, daß sie ihm die Zwetschgenbäume schüttelten. Und jetzt, um die Fastnachtszeit, warfen ihm die